Jugend schreibt

Hassan lebt nicht vom Brot allein

Vor fast vier Jahrzehnten kam ein Marokkaner in eine deutsche Backstube in Wiesbaden.

Mit 53 Jahren steht Hassan Saroui noch immer jede Nacht in der Backstube, als wäre es sein erster Arbeitstag. In der Luft liegt ein warmer Duft aus Mehl, Hefe, Zucker, Vanille und Kirsche. Der Duft verrät, dass hier gearbeitet wird, wenn andere noch schlafen. Zwischen Blechen und Mehlsäcken steht Saroui an einem großen Holztisch und knetet Teig, mit ruhigen, geübten Bewegungen.

Ein paar Stunden später, der erste Sonnenstrahl fällt durch das Fenster, sitzt er im alten Büro über der Backstube. Hohe Wände, raue Tapete, Papierstapel, Kaffeeduft. Draußen rauscht die Klarenthaler Straße in Wiesbaden. Hier, in der Zentrale der traditionsreichen Bäckerei Klein, die inzwischen von Elisabeth Klein-Rost und ihrem Mann Martin Rost geführt wird, blickt Saroui auf sein Leben zurück.

Ein Weg, der in einem marokkanischen Dorf begann. Hassan ist in Ait Yadine aufgewachsen, einer ländlichen Gemeinde eine Stunde von der Hauptstadt Rabat entfernt. Das Leben dort war einfach: Schule, Familie, Nachbarn. Mehr brauchte es nicht, um zufrieden zu sein. Sein Vater arbeitete schon seit den Siebzigerjahren in Deutschland, als Gärtner in einem hessischen Betrieb. Jahre später, im August 1987, durfte die Familie nachkommen, Hassan mit seinen Geschwistern und seiner Mutter. Für den Fünfzehnjährigen war es ein Neuanfang, mit einem Koffer voller Erwartungen und ohne ein Wort Deutsch. Die ersten Monate seien eine Mischung aus Staunen und Überforderung gewesen. Der Schulalltag war ungewohnt, das Essen fremd, die Sprache eine Hürde. Hassan habe oft geschwiegen, viel beobachtet und still gelernt, mithilfe von Büchern, Lehrern und Mitschülern. Schritt für Schritt fand er seinen Platz in einer Welt, die ihm zunächst verschlossen schien. In der neunten Klasse mussten alle Schüler einen Praktikumsplatz finden. Ein Mitschüler habe Hassan vom Familienbetrieb Klein erzählt. Neugierig fragte er dort nach und bekam den Platz. Er wusch Bleche, trug Mehlsäcke, beobachtete, wie Teig zum Leben erwachte. In dieser Backstube fand er etwas, das ihm vertraut vorkam: den Rhythmus, das Arbeiten mit den Händen und den Stolz auf das Ergebnis. Sein damaliger Chef, Otto Klein, habe schnell erkannt, dass in dem zurückhaltenden Schüler ein zuverlässiger Arbeiter steckte. Hassan blieb, machte seine Ausbildung, legte Prüfungen ab. 1989 war er offiziell Bäcker. Über die Jahre wuchsen seine Verantwortung, seine Erfahrung, seine Ruhe. Heute leitet Saroui die Produktion der Bäckerei. Der Edelstahl glänzt, Maschinen sirren, Öfen sind digital gesteuert. Zwischen Schüsseln mit Kirschen, Blechreihen und dem Duft von Vanille bewegt er sich mit einer Selbstverständlichkeit, die man nur durch Jahrzehnte Routine erlangt. Die Technik habe vieles verändert, sagt er, aber das Gespür für den Teig bleibe Handarbeit. Saroui ist verheiratet und hat vier Kinder. Er hat kurzes, schwarzes Haar, einen gepflegten Bart und trägt eine Brille.

Sein Tag beginnt um halb eins. Anfangs sei das nicht schwer für ihn gewesen, aber mit zunehmendem Alter werde es schon schwerer. Teig ansetzen, Brote formen, Berliner backen. Wenn der erste Schwung aus dem Ofen kommt, liegt in der Luft dieser warme, satte Duft, der ihn seit Jahrzehnten begleitet. Doch das Handwerk steht unter Druck. Maschinen ersetzen Erfahrung, Billigware ersetzt Wertschätzung. Saroui sieht es mit Sorge, aber auch mit Gelassenheit. Für ihn ist Brot mehr als ein Produkt, es ist Symbol und Sprache zugleich, für Arbeit, Würde, Zusammenhalt. Er nennt Brote seine Goldstücke. Jedes frisch gebackene Brot sei ein Beweis dafür, was ehrliche Arbeit schaffen kann. Arbeit sei für ihn immer mehr als Broterwerb gewesen, sein Weg in ein neues Leben, sich in einem fremden Land zu beweisen. Heimat, sagt Saroui, habe für ihn zwei Gesichter. In Marokko liegen seine Wurzeln, in Deutschland ist sein Alltag. Beide Orte verbinde er mit Familie und Verantwortung und dem Duft von frischem Brot. Draußen wird es langsam hell über der Klarenthaler Straße. Saroui lächelt: „Dann weiß ich, ich hab was geschafft."

Amal Saroui, Friedrich-List-Schule, Wiesbaden

Ein Volk feiert sein Los

Beim Purimfest pflegen die verschiedenen jüdischen Strömungen in Zürich ihre gemeinsame Tradition unterschiedlich

Rabbi Ruven Bar Ephraim betritt die Bühne. In seiner bunten Jacke liest er in der kleinen Zürcher Synagoge der jüdischen liberalen Gemeinde Or Chadasch das Buch Esther vor. Ein heterogenes Publikum, etwa 50 Personen, verkleidet als Cowboys, Discotänzer und Roboter, hört ihm zu. Im Zimmer nebenan spielen Kinder auf Schweizerdeutsch und Hebräisch als Ninjas, Drachen und Prinzessinnen. Es ist Mitte März. Und es ist Purim, die jüdische Fasnacht. Die Synagoge ist ein kleines, unauffälliges Gebäude an der Hallwylstrasse mitten in Zürich. Hier in Wiedikon und im benachbarten Quartier Enge leben rund 2000 Juden. Das entspricht etwa 30 Prozent der jüdischen Bevölkerung Zürichs und elf Prozent der gesamten Schweiz. Früher war Wiedikon ein Arbeitsquartier mit kleinen Fabriken und einfachen Wohnhäusern. Heute ist es voller trendiger Restaurants, Bars und Boutiquen.

Die jüdische Bevölkerung von Wiedikon ist nicht homogen. Die Vielfalt lässt sich an ihrer Kleidung, ihren Frisuren und ihren Gewohnheiten beobachten. Die ultraorthodoxen Juden mit ihren langen Bärten und die Frauen mit ihren schwarzen Perücken heben sich äußerlich am deutlichsten hervor. Die Erwachsenen sind oft in langen, schwarzen Mänteln und mit Hüten oder in langen Kleidern unterwegs. Kinder sieht man häufig auf Micro-Scootern, wie sie durchs Quartier fahren. Andere Strömungen, orthodoxe wie liberale, sind hier ebenfalls zu Hause. Orthodoxe Juden tragen ihre Kippas, runde Kopfbedeckungen. Mitglieder der liberalen Gemeinschaft tragen oft keine besonders markierte Kleidung. Sie versammeln sich aber ebenfalls in ihrer Synagoge für Feiertage und Zeremonien.

Bei allen Unterschieden ist Purim für alle ein verbindendes Fest. Wenn zu Purim Kostüme getragen werden, sind die Unterschiede im Erscheinungsbild zwischen den Strömungen weniger sichtbar. „Bei Purim geht es nicht nur ums Verkleiden", erklärt Chaim Guggenheim, Rabbinatsmitarbeiter bei der orthodoxen Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ). Mit rund 2500 Mitgliedern ist sie die größte jüdische Gemeinde in Zürich. Sie wurde 1862 gegründet, als es den Schweizer Juden gestattet wurde, sich überall in der Schweiz niederzulassen. Heute haben sie eine schöne Synagoge aus gestreiftem Stein im Stadtzentrum und bieten viele religiöse und andere Bildungsprogramme an.

Purim entstand im antiken Persien vor fast 2500 Jahren, als sich das jüdische Volk im Exil befand. Esther, selbst jüdischer Herkunft und die Frau von König Ahasveros, rettet das jüdische Volk vor dem Königsberater Haman. Der Name „Purim" leitet sich vom hebräischen Wort für „Los" (pur) ab, da Hamans Plan, die Juden zu vernichten, durch das Ziehen von Losen bestimmt werden sollte. „Er hat einen Holocaust geplant", sagt Guggenheim. Heute wird Purim „als Gegenteil von dem, was es sein sollte", gefeiert. Statt einer Tragödie „muss es eine Zelebration sein, dass das Volk gerettet wurde". Die Geschichte wurde in Gestalt des Buches Esther durch die Generationen weitergegeben. „Purim ist ein Tag, an dem man fröhlich sein soll", erzählt Guggenheim nachdenklich.

Der 66 Jahre alte Rabbi Ruven sitzt jetzt in seinem kleinen Büro neben der Synagoge mit Bücherregalen voller rabbinischer Literatur. Er hat eine Kippa auf dem Kopf und sieht aus wie ein typischer Professor. In seinem kaum wahrnehmbaren holländischen Akzent erklärt er das Fest. Die zwei zentralen Bestandteile seien die Lesung des Buches Esther und die Feier. „In rabbinischer Tradition", sagt er mit einem Lächeln, „wird gesagt, dass jemand so viel trinken soll, dass er den Bösen, Haman, von Esthers Helfer Mordechai, nicht mehr unterscheiden kann." Kostüme, Essen, Getränke, Tanzen und Musik – all das trägt dazu bei, Purim zu einem fröhlichen Tag zu machen.

Rabbiner Guggenheim, ein orthodoxer Jude mit zwei kurzen Schläfenlocken, beschreibt die Unterschiede zwischen den Strömungen. „Die ultraorthodoxen Juden versuchen, sich möglichst wenig in die säkulare Gesellschaft zu integrieren; sie wollen das traditionelle jüdische Leben des osteuropäischen ‚Schtetl' von vor 200 Jahren weiterleben." Die Ultraorthodoxen haben eigene Synagogen. „Aber die Mehrheit der Juden lebt nicht so. Ich selbst trage jetzt ein T-Shirt und Jeans", sagt Guggenheim. „Die Nichtultraorthodoxen leben integriert in der schweizerischen Gesellschaft, die meisten nicht in Wiedikon." Zwischen den Orthodoxen und Liberalen gibt es auch Unterschiede. Die Liberalen sind die jüngste Strömung, ihr Gottesdienst ist „ähnlich wie in der reformierten Kirche. Die Landessprache wird öfter benutzt, und es gibt mehr Musik und Gesang", erklärt Rabbi Ruven. „Die Orthodoxen folgen strenger den Regeln der Tora. Das heilige Buch der Juden."

Die Unterschiede sind auch bei ihrer Feier von Purim sichtbar. Das Fest der liberalen Synagoge Or Chadasch war nur am Abend und relativ kurz. Es gab Gebete, das Buch Esther wurde gelesen, und danach wurden Hamantaschen, das traditionelle Gebäck zu Purim, gegessen. Purim wird an der ICZ beschreibt Rabbinatsmitarbeiter Guggenheim als „ganz typisch". Sie lesen auch das Buch Esther, geben einander Essen, helfen den Armen. Die Ultraorthodoxen feiern Purim oder verkleiden sich nicht an Purim oder arbeiten nicht an diesem Tag. Und sie lesen viel mehr Gebete als die anderen Strömungen.

In Wiedikon fungiert die kleine Ma'adan-Bäckerei als wichtige Quelle für jüdisches Gebäck. Sie wird von ultraorthodoxen Juden geführt und ist die einzige koschere Bäckerei in der Schweiz. Seit 1936 kommen Juden jeden Tag in der Woche, außer an Sabbat, dorthin, um Challah (einen Zopf), Babka (ein gefaltetes Schokoladenbrot) und andere Gebäcke zu kaufen. Zu Purim kommen die Hamantaschen in den Verkauf. Diese kleinen dreieckigen Kekse sind hier mit Schokolade, Mohnsamen oder Feigenmarmelade gefüllt. Sie werden dreieckig geformt wie die Mütze von Haman, der bösen Gestalt in der Purimgeschichte.

Die ultraorthodoxe Gemeinschaft hat nicht nur eine Bäckerei. In Wiedikon gibt es auch den koscheren Supermarkt „Kosher City", den jüdischen Notfalldienst „Hatzolah" und eine jüdische Schule für die ultraorthodoxen Kinder. „In Wiedikon weißt du, dass du an einem jüdischen Ort bist", sagt Guggenheim. „Die Juden mit ihren langen Pejes, den Schläfenlocken, und den großen Pelzmützen sind die Ultraorthodoxen. Sie haben alles, was sie brauchen, in der Nähe."

Bei der liberalen Gemeinschaft sieht es etwas anders aus. „Für die meisten Juden befinden sich die Orte, an denen sie arbeiten und leben, in der nichtjüdischen Welt. Wenn sie zur Gemeinde kommen, ist das dann ihre Welt", sagt Rabbi Ruven. Als Leiter einer liberalen Gemeinde beobachtet er, wie die Juden ihre Wortwahl und ihren Humor in der Gemeinde verändern. Diese Fähigkeit, zwischen Rollen zu wechseln, „ist zum Instinkt geworden". Nur wenn Juden in Israel oder New York leben und sie von anderen Juden umgeben sind, erkennen sie, dass es „nicht anders ist, Jude zu sein". Dort sei es „nicht so eine Spezialität", dass man jüdisch ist.

Im Unterschied zu dem Kontrast, den Rabbi Ruven beobachtet, betont Rabbinatsmitarbeiter Guggenheim das normale Leben in der Schweiz: „Juden sind Leute wie alle anderen. Sie haben einfach andere Feste und Traditionen." Ein paar Traditionen können zu Schwierigkeiten führen, zum Beispiel der Sabbat, an dem viele Arten von Arbeit, sogar Autofahren, nicht erlaubt sind. „Die Tradition ist aber wichtig", sagt Guggenheim. In Zürich sei es möglich, dass Juden nach ihrer Tradition leben können und „vieles zur Wirtschaft und Politik beitragen".

An der liberale Synagoge Or Chadasch endet die Zeremonie. Familien mit kleinen Kindern gehen langsam nach Hause. Die anderen essen Hamantaschen mit Rabbi Ruven. Beide Rabbiner betonen, dass Purim das „fröhliche" Fest sei. Die jüdische Gemeinschaft kann zusammenkommen, entspannen und ihre Rettung und Tradition feiern. Es wirkt vielleicht ein wenig absurd, dass orthodoxe und ultraorthodoxe Juden plötzlich als Superhelden und Phantasiewesen in den Straßen erscheinen. Aber „es ist nicht absurd, froh zu sein", sagt Rabbiner Guggenheim.

Gavriel Harvey
Kantonsschule, Uetikon am See

Eine Ikone von einer Ikone

Der Schweizer Künstler David Diehl hat mit seinem Gemälde des Ausnahmefußballers Diego Maradona ganz Neapel bewegt

Es ist der 22. Juni 1986. Fußball-WM in Mexiko. Der zehn Jahre alte David Diehl sitzt wie Millionen andere rund um den Erdball vor dem Fernseher. Viertelfinale. Argentinien gegen England. Ein Spiel, über das Jahrzehnte später noch gesprochen wird. Wegen zwei Szenen. Zweimal Maradona. Zuerst erzielte er das 1:0. Er brachte, wie man in der Fernsehübertragung gut sah, den Ball mit der Hand ins Tor. Aber der Schiedsrichter gab den Treffer. Nach dem Spiel sagte Maradona: „Es war ein bisschen Maradonas Kopf und ein bisschen die Hand Gottes." Das 2:0 schoss er nach einem Sololauf über das halbe Spielfeld. Dieses Tor gilt auch heute noch als „WM-Tor des Jahrhunderts".

1986 sei Maradona sein Lieblingsfußballer geworden, erzählt Diehl fast vierzig Jahre später in seinem Schulzimmer in der Kantonsschule Küsnacht, einer kleinen Stadt am Zürichsee. Hier arbeitet er als Zeichnungslehrer. Dass ein Zehnjähriger Diego Armando Maradona zu seinem Idol wählte, war nichts Besonderes. Diehl war einer von vielen. Besonders hingegen ist, was Diehl daraus gemacht hat. Er schuf das Denkmal für diesen Ausnahmefußballer. Im Jahr 2016 malte David Diehl Maradona mit einem doppelten goldenen Heiligenschein. Das Bild wurde zu der Maradona-Ikone, die einem in Neapel auf Schritt und Tritt begegnet. Maradona spielte in der Mannschaft des SSC-Napoli und wird dort bis heute als eine Art Stadtheiliger verehrt.

Das Maradona-Bild war eine von mehr als 70 Fußballer-Ikonen, die Diehl gemalt hat. Die Hälfte waren Aufträge, die andere machte er einfach so. „Gewisse Fußballer gehörten schließlich einfach zu dieser Serie, wie Socrates, Totti, Ronaldinho oder Messi", sagt Diehl. Dass er die Bilder selber „Ikonen" nennt, ist kein Zufall. Für viele ist Fußball eine Art Ersatzreligion. „David, da hängt dein Bild!" Es war ein sonderbarer Moment, als Diehl das erste Foto von einem Freund erhielt, das sein Maradona-Bild in Neapel zeigte. Viele weitere Fotos folgten. Denn Diehls Maradona-Ikone begegnet einem in Neapel auf Schritt und Tritt und in allen möglichen Formen: als Plakat, als Sticker, an Hauswänden, auf Fahnen, und sogar als Tattoo auf dem Oberkörper eines SSC-Napoli-Ultras. Als Diehl an Ostern 2023 selber Neapel besuchte, stand der SSC Napoli vor dem ersten Scudetto, dem italienischen Meistertitel, seit 1990 – dem ersten Scudetto ohne Maradona, und dies wenige Jahre nach dessen Tod. Als Maradona im November 2020 gestorben war, waren in der ganzen Stadt Altäre für ihn entstanden. Viele dieser Altäre zeigten Diehls Ikone. Leute knieten davor.

Aber wenn Diehl jemanden auf der Straße fragte „Wer hat dieses Bild gemalt?", dann schauten sie ihn nur mit großen Augen an und fragten zurück: „Was meinst du mit gemalt? Das ist ja Maradona." Dass es ein Gemälde ist, das einen Ursprung hat, interessierte niemanden. Was interessierte, war allein: Wer ist auf dem Bild? Und: Spricht mich das Bild an? „Das ist eigentlich viel cooler, als wenn ich damit Geld verdienen würde", sagt Diehl. Sein Maradona-Bild hatte sich verselbständigt. David Diehl hatte das Bild erschaffen, aber auf einmal entwickelte es ein Eigenleben und macht, was es will. Das mache ihn stolz. Es sei aber auch „ein bisschen scary", meint Diehl. „Mein Bild nimmt Dimensionen an, die ich selbst nicht mehr steuern kann. So frankenstein-mäßig."

Schon während seiner Ausbildungszeit interessierte sich Diehl dafür, Grenzen zu überschreiten. Er wollte Brücken bauen: Malerei, Musik, Sport. Das wollte er zusammenführen. Diehl ist Lehrer an einem Gymnasium. Er mag den Kontakt mit Jugendlichen und habe schon immer gern unterrichtet. Zudem mache ihn die Arbeit als Gymnasiallehrer unabhängig. Er sei nicht darauf angewiesen, mit der Kunst sein Geld verdienen zu müssen. Das sei „eine riesige Befreiung".

Vor etwa zehn Jahren war Diehl Teil eines Kollektivs von Fußballillustratoren. Es gab eine Nachfrage von vielen großen Clubs nach gemalten Bildern ihrer Stars. Diehl kam dadurch in Kontakt mit den Art-Directors der großen Clubs. Der erste Club, für den Diehl eine Illustration machte, war L.A. Galaxy, dann kamen Clubs wie der FC Arsenal, Bayern München, Olympique Marseille oder Inter Mailand auf ihn zu. Allerdings hatte er bei solchen Aufträgen immer genaue Angaben, wie das Bild werden sollte. Er selbst hatte keine großen Freiheiten. Daher beschloss er, solche Aufträge nicht mehr anzunehmen. „Hilfe!", ruft Diehl mitten im Gespräch. Während er erzählt, starrt Diehl auf einen Wimpel im Klassenzimmer. Ein Schüler muss einen Grasshopper Club Zürich-Wimpel gewinnen über den FC Zürich-Wimpel gehängt haben, mit dem Diehl sein Klassenzimmer schmückt. Er grinst und entfernt den Grasshopper-Wimpel. Jetzt werde ihm auch klar, warum die Klasse, die hier zuvor bei ihm Unterricht hatte, während der gesamten Doppelstunde gelacht hatte. Er hatte den „falschen" Wimpel der gesamten zwei Stunden lang nicht bemerkt. Als Lehrer sei es ihm wichtig, authentisch zu sein und das vorzuleben, was ihn interessiere. „Ich möchte meinen Schülern das vermitteln, was mir nahe ist." Gleichzeitig wolle er sich selbst nicht ins Rampenlicht stellen. Die Schüler wüssten zwar zum Teil von seinen Ikonen, er habe aber nie von sich aus davon erzählt.

Mit der Veröffentlichung seines Buches „Icons" im September 2024 entstand eine mediale Aufmerksamkeitswelle. Zahlreiche Zeitungen und auch das Schweizer Radio haben über ihn berichtet. Für Diehl bezieht sich diese Welle aber auf eine Zeit, die für ihn eigentlich schon vorbei ist. Die ganze Sache mit den Ikonen fand er spannend – eben, weil es ihn faszinierte, Themen zusammenzubringen. Doch irgendwann hatte er genug. Heute malt David Diehl keine Ikonen mehr. Seine Ikonen leben zwar weiter, wie Ikonen das nun einmal so tun, aber er selbst bewegt sich nicht mehr zwischen Fußball, Religion und Kunst. Heute malt Diehl mit seinen Schülern der Kantonsschule Küsnacht Zweibeln. Ein ganz anderes Thema. Aber wieder eines mit vielen Schichten.

Annalena Stella Nussbaumer
Kantonsschule Uetikon am See

Vor-Bilder

„Es ist nicht absurd, froh zu sein", sagt ein Rabbi. Absurd ist eher, wenn die Hand Gottes ins Spiel kommt. Da ist uns schon lieber, wenn ein Bäcker alle Hände voll zu tun hat.

Illustration von Zubinski

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG IN DER SCHULE
Verantwortliche Redakteurin: Dr. Ursula Kals
Pädagogische Betreuung: IZOP-Institut zur Objektivierung von Lern- und Prüfungsverfahren, Aachen
Ansprechpartner: Dr. Titus Maria Horstschäfer

An dem Projekt „Jugend schreibt" nehmen teil:

Aachen, Inda-Gymnasium · Andernach, Kurfürst-Salentin-Gymnasium · Aschaffenburg, Karl-Theodor-v.-Dalberg-Gymnasium · Backnang, Max-Born-Gymnasium · Berlin, Anna-Freud-Schule, Eckener-Gymnasium, Goethe-Gymnasium Lichterfelde, Schadow-Gymnasium, Wilma-Rudolph-Oberschule · Bochum, Willy-Brandt-Gesamtschule · Brannenburg, Institut Schloss Brannenburg · Braunschweig, Wilhelm-Gymnasium · Bremen, Gymnasium Horn · Brixen (Italien), Bischöfliches Institut Vinzentinum · Bückeburg, Gymnasium Adolfinum · Bühl, Windeck-Gymnasium · Cottbus, Pücklergymnasium · Dietzenbach, Montessori-Schule · Eppelheim, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium · Frankfurt am Main, Liebigschule, Toni-Sender-Oberstufe · Freigericht, Kopernikusschule · Friedrichroda, Perthes-Gymnasium · Fulda, Marienschule, Pre-College Hochschule Fulda · Fürth, Helene-Lange-Gymnasium · Germersheim, Johann-Wolfgang-Goethe-Gymnasium · Göttingen, Felix-Klein-Gymnasium · Grevenbroich, Pascal-Gymnasium · Hamburg, Fritz-Schumacher-Schule · Hannover, Gymnasium Schillerschule · Heidelberg, Hölderlin-Gymnasium · Herxheim, Pamina-Schulzentrum · Hofheim, Main-Taunus-Schule · Hohen Neuendorf, Marie-Curie-Gymnasium · Jerusalem (Israel), Schmidt-Schule · Kaltenkirchen, Gymnasium · Kenzingen, Gymnasium · Kiel, Max-Planck-Schule · Kiew (Ukraine), Städtisches Lyzeum Mariupol · Kleve, Joseph-Beuys-Gesamtschule · Koblenz, Max-von-Laue-Gymnasium · Köln, Abendgymnasium, Elisabeth-von-Thüringen-Gymnasium, Trude-Herr-Gesamtschule · Konz, Gymnasium · Kreuzlingen (Schweiz), Kantonsschule · Kronshagen, Gymnasium · Landau, Eduard-Spranger-Gymnasium, Max-Slevogt-Gymnasium · Leipzig, DPFA-Schulen gGmbH · Lörrach, Hebel-Gymnasium · Ludwigshafen, Geschwister-Scholl-Gymnasium · Lunzenau, Evangelische Oberschule · Mainz, Bischöfliches Willigis-Gymnasium · Moers, Gymnasium in den Filder Benden · München, Asam-Gymnasium · Münnerstadt, Johann-Philipp-von-Schönborn-Gymnasium · Nürnberg, Johannes-Scharrer-Gymnasium · Ogulin (Kroatien), Gimnazija Bernardina Frankopana · Öhringen, Richard-von-Weizsäcker-Schule · Porto (Portugal), Deutsche Schule zu Porto · Prüm, Regino-Gymnasium · Schanghai (China), Deutsche Schule Shanghai Yangpu · Schorndorf, Johann-Philipp-Palm-Schule · Schwäbisch Gmünd, Parler-Gymnasium · Schwanewede, Waldschule · Sofia (Bulgarien), Galabov-Gymnasium · Speyer, Hans-Purrmann-Gymnasium · Stuttgart, Albertus-Magnus-Gymnasium, Evang. Heidehof-Gymnasium · Timişoara (Rumänien), Nikolaus-Lenau-Lyzeum · Torgelow am See, Privates Internatsgymnasium · Trier, BBS EHS Trier · Uetikon am See (Schweiz), Kantonsschule · Varel, Lothar-Meyer-Gymnasium · Videm pri Ptuju (Slowenien), Discimus Lab · Waldenburg, Europäisches Gymnasium · Weinheim, Johann-Philipp-Reis-Schule · Wetzikon (Schweiz), Kantonsschule Zürcher Oberland · Wetzlar, Theodor-Heuss-Schule · Wiesbaden, Friedrich-List-Schule · Wolfhagen, Walter-Lübcke-Schule · Würzburg, St.-Ursula-Gymnasium · Zürich (Schweiz), Kantonsschule Zürich Nord, Realgymnasium Rämibühl